

WOLF D. ENKELMANN

CHARAKTERISTIKA DER PHILOSOPHISCHEN ÖKONOMIK

I

IMPRESSUM

Wolf D. Enkelmann Charakteristika der philosophischen Ökonomik I

Copyright © : Stiftung Lebensökonomie, München 2004

Herausgeber: IfW Institut für Wirtschaftsgestaltung, München
Bordeauxplatz – Wörthstr. 25, D 81667 München

Bestellung über: T +49.89.-489 208 00, F +49.89.-489 208 01 oder
wd.enkelmann@ifw01.de

Förderkonto der Stiftung Lebensökonomie
für das IFW: HypoVereinsbank, 3530 260 592, BLZ 700 202 70

Der Verfasser dankt seinen Kolleginnen und Kollegen im IfW, besonders Herrn Prof. Dr. Wolfgang Meister und Frau Nicole Wiedinger für ihre vielen wichtigen inhaltlichen und redaktionellen Anregungen.

| | | |
|------|--|----|
| | CHARAKTERISTICA DER PHILOSOPHISCHEN ÖKONOMIK | I |
| I | ÖKONOMISCHE VERNUNFT | 05 |
| II | MARKT – DENKEN | 06 |
| III | SINN UND ZWECK PHILOSOPHISCHER ÖKONOMIK | 08 |
| IV | REGULATION UND EXZESS | 12 |
| V | AUTHENTIZITÄT, AUTONOMIE, AUTARKIE | 14 |
| VI | DAS SCHÖNE, WAHRE UND GUTE | 18 |
| VII | KEIN NEID | 20 |
| VIII | UNBERECHENBARKEIT | 22 |
| IX | DAS BEDÜRFNIS NACH PHILOSOPHIE | 23 |
| X | SELBSTWERTE | 25 |

IN MEMORIAM JACQUES DERRIDA

„Wenn man nur das macht, was man kann, was man in seiner Macht hat, dann entwickelt man nur bestehende Möglichkeiten, man entfaltet ein Programm. Etwas zu tun, geht aber über das hinaus, was man machen kann. Um zu entscheiden, muß man die Unmöglichkeit der Entscheidung queren ...

Das gilt auch von der Erfahrung im Allgemeinen. Damit sich etwas oder jemand ereignet, ist es nötig, dass dieses Etwas und dieser Jemand absolut unantizipierbar sei. Ein Ereignis ist nur als Unmögliches möglich, jenseits des ‚Ich kann‘.“¹

Jacques Derrida

I ÖKONOMISCHE VERNUNFT

Die Ökonomie ist bei den einschlägigen Fachwissenschaften, den vielen Managementschulen und bei den Fachleuten auf allen Ebenen der wirtschaftlichen Praxis in ausgewiesenermaßen kompetenten Händen. Auch dem politischen und moralischen Diskurs über die ökonomischen Entwicklungen fehlt es kaum an Aufmerksamkeit. Muß sich da jetzt auch noch die Philosophie einmischen? Nachfrage besteht, doch oft beruht sie auf einem Mißverständnis darüber, was Philosophie ist und leisten kann. Es wird von Management- und Unternehmensphilosophien gesprochen. Wieviel authentische Philosophie sie enthalten, ist indes fraglich und umstritten. Schwer ist diese Frage u.a. auch deswegen zu beantworten, da von *der* Philosophie kaum im Singular gesprochen werden kann, ohne damit jeweils weite Bereiche ihres gesamten Spektrums auszuschließen.

Unerachtet dessen finden sich in den Diskursen über Management, Unternehmenskultur, ökonomisches Verantwortungsbewußtsein und unternehmerische Visionen unzählige Verweise auf Themen, Fragestellungen und Bedürfnisse, die über die Horizonte einer pragmatisch orientierten Rationalität hinaus gehen und sich möglicherweise tatsächlich am besten unter Ausschöpfung philosophischer Ressourcen bearbeiten und befriedigen lassen. Wissenschaft und Praxis stützen sich auf ökonomische Grundbegriffe wie etwa Knappheit, Eigentum, Gewinn, den Begriff der Ökonomie selber, die, wie Ökonomen einräumen, alles andere als geklärt sind. Allein mit den gegenwärtig zur Verfügung stehenden, szientifisch-rationalen Mitteln sind sie vielleicht auch nicht zu klären.

Die philosophische Ökonomik bringt, ganz gleich, aus welchen Traditionen diejenigen schöpfen, die sich um sie bemühen, einen fremden Blick ins ökonomische Spiel. Sie hat ihre eigenen Fragestellungen und Methoden. Sie muß ihr Befremden auch nicht so, wie es einst etwa Marx gemacht hatte, in die Sache selbst bzw. in die konventionelle wissenschaftliche Ökonomik verlegen und sich dann als einzig wahre Ökonomik an deren Stelle setzen. Die Kompetenzen unterscheiden sich und können einander in vielerlei Hinsicht ergänzen. Im Übrigen beleben Konkurrenz und fairer Sportsgeist das Geschäft der Erkenntnis.

Was charakterisiert die philosophische Ökonomik? Schon aus diesem Begriff selbst läßt sich eine erste Orientierung ableiten. Die Wirtschaftswissenschaften sind die Wissenschaften von der Wirtschaft. Die Wirtschaft ist ihr Gegenstand, über die Methodik seiner Bearbeitung und die Form des Denkens

ist darüber hinaus nichts weiter ausgesagt. So findet sich denn auch oft die Wirtschaft mit Kausallogik traktiert und auf Mechanismen zurückgeführt. Die Wissenschaft von der Wirtschaft impliziert nicht automatisch eine wirtschaftliche Wissenschaft oder Denkform. Anders, wenn man von der Ökonomik und insbesondere einer philosophischen Ökonomik spricht. Mit dem Begriff *Ökonomik* wird eine Aussage über ein Verfahren, d.h. über die Methodik und Form des Denkens gemacht.

1796/97 hatten Schelling, Hegel und Hölderlin gemeinsam im sog. „*Ältesten Systemprogramm*“ die These vertreten, „*dass der höchste Akt der Vernunft, der, in dem sie alle Ideen umfaßt, ein ästhetischer Akt ist, und dass Wahrheit und Güte nur in der Schönheit verschwistert sind – der Philosoph muß ebensoviel ästhetische Kraft besitzen als der Dichter.*“⁴² Mit dieser These brachten sie das Schöne nicht nur als einen schönen Gegenstand des Denkens ins Spiel. Es geht ums Denken selbst, um seine Form, seine Erkenntnisfähigkeit und Realitätstüchtigkeit: Keine Philosophie ohne Poesie. Alle drei haben sich in je eigener Weise ein Leben lang an dieses Programm gehalten, mit weitreichenden Folgen. Für fast alle Denker, die seither die Welt bewegten, wie Nietzsche, Wittgenstein, Heidegger, Adorno oder die Vertreter der existenzialistischen oder poststrukturalistischen Philosophie, gab und gibt es bis in die Gegenwart hinein kein Denken ohne ästhetisches Kalkül und künstlerische Investition.

Gerade in eben dieser Tradition erfuhr, was die Tübinger Drei noch moralisch investierten, eine sozial-ökonomische, oft sozialistische und materialistische Wendung. Von der Kritik an der real existierenden Ökonomie blieb über das Ende der Utopien hinaus die Arbeit an einem Denken, welches das Ökonomische in authentischer Weise darstellt, also z.B. eben nicht etwa mechanistisch, gemäß der eingefahrenen Gewohnheit, Logik mit Kausalität gleichzusetzen.

Es geht um das Denken des Denkens, was einst das Schöne in den Fokus rückte und von da aus dann das Ökonomische. Kein Denken jenseits der Ökonomie, wobei gleichzeitig von ersterem abhängt, wovon bei letzterem die Rede ist. Das ist es, was die philosophische Ökonomik zuallererst charakterisiert: Sie hat es nicht nur mit einem spezifischen Gegenstand zu tun, sondern gleichermaßen mit der Erkenntnis bez. Selbsterkenntnis, mit der Form, mit dem *Haushalt* des Denkens. Sie ist Philosophie der Ökonomie im Verein mit der Ökonomie des Denkens und bezieht gerade daraus ihre hermeneutische Kraft.

II MARKT – DENKEN

Markt sei ein Entdeckungsverfahren, meinte Friedrich August von Hayek. Das heißt: Der Markt dient nicht allein dem Geschäft. Und die Geschäfte sind mehr, als sie zu sein scheinen. Sie implizieren und generieren stets etwas, was sie transzendiert. Zumindest die Erkenntnis ihrer, ihre Logik, Gesetze und, was sonst noch den Markthandel ermöglicht und bestimmt, ohne dabei seinerseits verhandelt und vermarktet werden zu können. Macht der Markt

darüber hinaus – als Weltmarkt – auch die Welt entdecken? Oder macht die *unsichtbare Hand*, mit welcher der Markt nach Adam Smiths Eindruck sich selber steuert, auch den Gott der Welt, der *Schöpfung* erkennbar? Macht der Warenverkehr wahr, von welcher Natur oder wes Geistes Kind die Dinge der Welt sind? Und macht der Arbeitsmarkt, die moderne Form eingeschränkten Menschenhandels kenntlich, was Menschen sind?

Fragen, über die man so trefflich streiten kann, wie über sie gestritten wird und gestritten werden muß. Die Entstehungsgeschichte der Philosophie jedenfalls selbst scheint Hayeks These zu bestätigen. So marktfremd die Philosophie in ihren Ideen, Gedanken und Erkenntnissen erscheint, so undenkbar wäre sie ohne die Existenz des Marktes. Auf den Marktplätzen der griechischen Städte ist sie entstanden. In all ihren Motiven, Begriffen, Methoden und Zielen antizipiert sie eine Welt, die im Handeln gründet. Aus dem geschäftigen Austausch, aus den Entscheidungen und Gewinnerwartungen, aus den Verfehlungen und Verschuldungen, den Vereinbarungen, den Treuebrüchen und Täuschungen, aus dem Wettstreit und der Zwietracht der Menschen bezieht sie selbst noch ihr metaphysischstes Wissen. Nichts, was die Philosophie auszeichnet, wäre ohne diese Basis denkbar.

Sokrates' Philosophieren ist, wie Platon es darstellt, durch und durch agoral, eine Art des Feilschens, wie es Händler nicht viel anders um ihrer Zwecke willen an den Tag legen. Für Sokrates war die Verbannung von den Marktplätzen der Stadt undenkbar. Nur in der Stadt konnte er denken und als Philosoph existieren. Und als sich seine Heimatstadt entschloss, das anders zu sehen, leerte er den Schierlingsbecher. Er zog seine Himmelfahrt – von der er überzeugt war – jeder anderen Alternative vor³. Aber nicht nur als der Philosoph, sondern auch als der Mensch und Steinmetz Sokrates war ihm eine Existenz allein in dieser spezifisch griechischen Urbanität vorstellbar, die eben von der Agora, von den Marktplätzen geprägt war. Denn anders als die Residenzstädte der Palastökonomien der damaligen orientalischen Großreiche, in denen die Archäologen bis heute keine Marktplätze haben finden können, bestanden die griechischen Städte im Grunde nur aus Marktplätzen. Sie lebten von den viertartigen Energien, die diese Märkte ebenso bündelten wie entfesselten. Der Markt – in dieser umfassenden ökonomischen, kulturellen, psychologischen und politischen Form, zu der sie den *Freihandel* entfalteteten – machte für das Urvolk der europäischen Geschichte letztlich aus einem barbarischen erst ein menschenwürdiges Leben.

Dementsprechend hatte die Philosophie aus ihren Anfängen heraus ein helles Bewußtsein von der Bedeutung – einschließlich der Gefahren – des Marktes für Erkenntnis und Wahrheitsfindung. Ihre von Anfang an hochspekulative Vernunft, ihre sensible Aufmerksamkeit für alle erdenklichen Möglichkeiten offener wie latenter Korruption, die bedingungslose Gewinnorientierung ihrer Logik, die unermüdliche *Anstrengung des Begriffs*, das Denken methodisch und systematisch berechenbar zu machen, ihr Kampf um die Unbeirrbarkeit der Erkenntnis, ihre transitorischen und metamorphotischen Naturbegriffe und anderes mehr machen das sehr deutlich.

Erst mit Platons Gründung der Akademie zog sich die Philosophie von den Marktplätzen zurück. Die Akademie ist bis heute für das philosophische

Selbstverständnis so maßgebend, dass die Philosophie in ihrem universitär-akademischen Bildungsbetrieb vollständig aufzugehen und ideal aufgehoben scheint. Diese Form der akademischen Institutionalisierung hat durchgreifende und kaum zu unterschätzende Auswirkungen auf die Form, in der das Denken seine Inhalte und sich selbst wahrnimmt und bearbeitet. Für Platon selbst war indes die Akademie nur insofern mehr als eine Notlösung, als er in ihr die Wiege einer neuen, wahreren, schöneren und besseren Polis sah. Todtnauberg oder Sils Maria als Hort und Kultstätte der Philosophie: Für Sokrates wäre das so unvorstellbar gewesen⁴ wie für Platon oder Aristoteles. Platon hat darüber hinaus davor gewarnt, die Bücher oder allein schon den Lehrbetrieb für die Philosophie an sich zu halten. Die akademische Verkörperung hat ohne Frage nahezu unermeßliche denkerische Energien freigesetzt. Dennoch: Wie Philosophie sich verkörpert, wenn sie zu sich kommt und ihre Wahrheit findet, ist damit noch nicht entschieden.

Die Rückkehr auf den Markt bedeutet eine Rückkehr der Philosophie zu eigenen Ursprüngen und Quellen, zu sich selbst. Wirtschaft zu denken, eröffnet ihr die Chance, noch einmal mehr die Welt gründlich neu zu denken und zu erdenken. Im Lichte der Philosophiegeschichte zielt die philosophische Ökonomik in Inhalt und Form darauf ab, verborgene Dimensionen dessen, was Denken ist, zu entdecken oder u.U. auch nur wiederzuentdecken oder, soweit sie geläufig sind, eventuell neu zu erschließen und ihr Geheimnis anders darzustellen. Die philosophische Ökonomik interpretiert daher, soweit es sie bereits wieder gibt, nicht nur die Prinzipien und den Istzustand der geschichtlichen und gegenwärtigen Ökonomie, sondern denkt darüber hinaus.

Dazu gehört dann zuletzt auch, statt nur an Erweiterung und Perfektion des Wahrnehmungsspektrum des Denkens zu arbeiten, seine Verkörperungs- und Handlungsform zu überdenken und zu transzendieren. Markt-Denken könnte dem Denken eine *Physis* geben, der sie sich sonst entschlagen müßte. Und das ist vielleicht mehr als alles andere an der Zeit. Denn so könnte es auch einen Ausweg geben aus der Falle, die Auflösung abendländischer Logozentrik wider Willen allein in logozentrischer Manier betreiben zu müssen. Bis dahin ist es allerdings noch ein weiter Weg. Die gegenwärtig erreichbaren Ziele sind wohl vorläufig bescheidener zu fassen.

III SINN UND ZWECK PHILOSOPHISCHER ÖKONOMIK

Die moderne wissenschaftliche Ökonomik fußt in den Anfängen der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte. Ihre gesamte Kategorienbildung verdankt sie aber zuallererst Verstand und Moral der Aufklärung und der nachfolgend ausgebildeten Rationalitätsverständigung. Adam Smith's Konstruktion des *Homo oeconomicus* als eines rational agierenden Nutzenmaximierers legt beredtes Zeugnis für die typisch aufklärerische, in mancherlei Hinsicht naive Vernunftgläubigkeit der frühen Ökonomik ab. Sie hat des Weiteren auch Ursprünge im klassischen Kanon der *Artes liberales*, steht aber mehr noch im Kontext der sog. *nützlichen Wissenschaften*, die zu fördern im 17. Jh. – be-

ginnend mit der „Royal Society“ in London – in ganz Europa, in Paris, Berlin, Florenz etc., wissenschaftliche Gesellschaften und Akademien gegründet wurden. Dieser utilitaristischen staatlichen Grundlegung schuldet sie auch ihre ursprüngliche Verfassung als Nationalökonomie.

Der Nutzwert hält die ganze wissenschaftliche Ökonomik über ihre diversen Ausfaltungen und teils gegensätzlichen Positionen hinweg zusammen und zwar gerade auch da noch, wo es um reine, zweckfreie Erkenntnis geht. In den Gegenstand versetzt bleibt die Zweckorientierung – bei diesem Gegenstand! – angesichts der unabdingbaren szientifischen Objektivitätsansprüche ungeschmälert erhalten. In diesem Nutzenkalkül gründet die Erfolgsgeschichte der wissenschaftlichen Ökonomik, die historisch so ohne Beispiel ist, dass es vor ihrer Zeit verglichen mit ihren Leistungen eine relevante ökonomische ‚Wissenschaft‘ und Systematik gar nicht gegeben zu haben scheint.

Im Umkehrschluß ergeben sich aus dieser Geschichte einige Merkmale, die die philosophische Ökonomik weiter charakterisieren könnten. Beginnen wir bei der Nationalökonomie und ihrer Alternative, um bei der Zweckmäßigkeit fortzuführen und über die Qualifizierung der spezifisch philosophischen Ressource ökonomischer Erkenntnis bei der Erschließung dieser Ressourcen zu enden.

1. In die nationalökonomische Konzeption philosophisch einzusteigen, macht heute nicht mehr viel Sinn. Längst stellen sich auch für die konventionelle wissenschaftliche Ökonomik die Horizonte ganz anders dar. Das schafft die Freiheit, die ursprüngliche Scheidung und Neuordnung von *Polis* und *Oikos*, wie sie in bahnbrechender Weise in der europäischen Antike vonstatten ging, noch einmal unvoreingenommen in den Blick zu nehmen.

Die Nationalökonomie konnte – und mußte – den Staat als übergeordnetes System als gegeben voraussetzen. Ganz anders die Situation in jener Zeit, als die ersten Philosophen mit ihrer Wissenschaft begannen. Seinerzeit war die *Polis* gerade erst aus den *Oikoi* entstanden. Zur Rekonstruktion von *Oikonomia* ergeben sich aus dieser offenen Konstellation Chancen, Fragen zu stellen und in die Ökonomik einzubeziehen und womöglich zu beantworten, die sich unter nationalökonomischen Voraussetzungen gar nicht gestellt haben.

Der philosophischen Ökonomik könnte sich von daher empfehlen, das, nachdem es erst gründlich in Mißkredit geraten war, inzwischen fast schon vergessene Konzept der politischen Ökonomie wiederzubeleben und noch einmal neu zu artikulieren.

2. Darüber hinaus gibt u.a. die klassische Kosmogonie Platons⁵ Grund, die philosophische Ökonomik von vornherein als Weltökonomie zu konzipieren. Dies ist angesichts der aktuellen ökonomischen Entgrenzungsdynamik und dem vielerorts doch sehr nachdrücklich artikulierten Bedürfnis nach Alternativen zur gegenwärtig vorherrschenden Wirtschaftsverfassung eine dringliche Aufgabe. Die moderne Ökonomik operiert zwar seit jeher mit universalistischen Begriffen. Genügt das aber schon, um eine adäquate, d.h. aller Voraussicht nach interkulturelle und interökonomische Idee der Weltwirtschaft zu bilden? Gibt es schon einen Weltbegriff, der über eine territorial übergreifende Ausdehnung nationalökonomischer Vorbegriffe hinausgeht?

3. Die philosophische Ökonomik gehört nicht dem Kanon der nützlichen Wissenschaften an. Die philosophische Ökonomik fragt nicht primär nutzen-

rientiert. Die primären Fragen lauten vielmehr, vereinfacht gesagt: Was ist oder was will ökonomisches Handeln und Denken? Dem entsprechend bedarf es dann auch einer eigenen Hermeneutik und Verifikationsmethodik. Und wenn dabei doch die Nützlichkeit in den Blick gerät, dann immer mit der radikalen Frage nach dem Nutzen des Nutzens selber. Sie kommt nicht umhin, die geläufige Gleichsetzung des *homo oeconomicus* mit einem Nutzenmaximierer zur Disposition zu stellen: Ist ökonomische Effizienz ein und dasselbe wie utilitäre Effektivität?

Indem die philosophische Ökonomik ihr Denken und Wahrnehmen nicht im Voraus bereits auf Nützlichkeit verpflichtet, kann sie es zum Einen zu einer sehr nüchternen Überprüfung der gegebenen Nutzenversprechen bringen. Zum anderen hat sie den Kopf frei, auch jene Werte und Selbstwerte, jene Produktivkräfte – die Seele – wirtschaftlicher Vorgänge und Korporationen wahrzunehmen, die durchs Raster fallen, wenn das fraglos bedeutende Nutzenkalkül zum alleingültigen Kriterium verallgemeinert wird. Ohne dessen Bedeutung schmälern zu wollen, darf doch nicht übersehen werden, dass gerade auch im zunächst völlig Unnützen große ökonomische Erfolge gründen. Oft ist es nicht das Nutzenkalkül, das Dinge entstehen läßt, deren Nützlichkeit erst am Morgen, nachdem sie entstanden sind, erkenn- und verwertbar wird.

Unnütz – das eigentlich und wahrhaft Unnütze – ist nach Aristoteles das Glück; und dennoch hält es den ganzen ökonomischen Produktionsbetrieb zusammen und alle nützlichen Künste in der Spur. Das Unnütze generiert so einen Überfluß, ist darum willen aber selbst nicht überflüssig. Von daher braucht es auch eine Wissenschaft, die sich darauf versteht, tatsächlich unnützen Aufwand und unnütze Kosten von jenem produktiven Unnützen zu unterscheiden.

Philosophische Begriffe, logische oder argumentative Kompetenz, analytische oder dialektische Erkenntnisfähigkeit, Gedankenfreiheit und geistige, womöglich sogar spirituelle Weitsicht mögen nützliche Mittel sein, Unternehmensentwicklung, Management und Verantwortungsbewußtsein wegweisend zu unterstützen. Größere Effektivität könnte die Philosophie dennoch gerade, indem sie sich nicht nützlich macht und nicht benutzen läßt, gewinnen. Dieser Verzicht auf Nutzwert hat allerdings weitreichende Folgen. Es läuft darauf hinaus, dass letztlich zweckfreie Erkenntnis, ungebundene Gedankenflüge und *reines* Wissen zum Zweck ökonomischer Prozesse werden und deren Effizienz sichern.

Praktisch angewendet ist dieser Ansatz oft hilfreich, aus undurchdringlichen Komplexen funktionaler Zwänge wieder herauszukommen. Systematisch würde sich die konventionelle wissenschaftliche Ökonomik dergleichen aber niemals anmaßen, auch wenn sie das nicht davon abhält, gerade so die Wirtschaft mit den Regeln und Zielvorgaben zu kolonialisieren, die sie selbst entwickelt und für ökonomisch sinnvoll erachtet. Nun, geschadet hat das allem Anschein nach nicht. Im Gegenteil. Wer würde sich heute noch an größere ökonomische Unternehmen wagen, ohne sich wirtschaftswissenschaftlicher Kompetenz versichert zu haben? Wo es aber gelingt, darüber hinaus auch noch den instrumentell und utilitär ungebundenen, spezifisch philosophischen Gedankenreichtum ökonomisch zugänglich zu machen, gewährt das noch zusätzlich eine

ganz eigene Art von unternehmerischer Freiheit, Verwegenheit, Unbeirrbarkeit und Erkenntnis.

4. Der philosophischen Ökonomik steht in ihrem Metier eine reiche, wenn auch nicht leicht zu mobilisierende Ressource zur Verfügung. Immerhin blickt die Philosophie auf eine mindestens zweieinhalbtausendjährige, sehr bewegte Wissenschaftsgeschichte zurück. Im Laufe dieser Geschichte hat sie eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Paradigmenwechseln mitgemacht.

Die Geschichte der Philosophie war alles andere als ein kontinuierlicher Prozess. Die Philosophie kennt anders als der moderne Szientismus bereits die erschütternde Ernüchterung, dass Denksysteme und Wahrheiten, die nach jahrhundertelanger Erfahrung durch nichts zu erschüttern waren und Generationen von Menschen sicher geglaubte Orientierung gaben, – jedenfalls in der vertrauten Form – wie nichts zusammenbrechen. Wiederholt war die Philosophie durch den Lauf der Dinge, obwohl sie ihn vielmals selbst ausgelöst hatte, gezwungen, Wissen und Können inhaltlich und formal zu überdenken und radikal neu zu formieren. Über die Neuanfänge und Paradigmenwechsel gingen jedesmal unschätzbare Wissensbestände verloren, die aber ebenso konsequent hintennach wieder aufgearbeitet wurden. Keiner weiß und kennt, was trotzdem unwiederbringlich verloren ist. Über all dem ist aber insgesamt eine Menge an vor allem methodischer Erfahrung zusammen gekommen.

Die in dieser Geschichte aufgehobenen Ressourcen zu erschließen, gilt es, der starken Tendenz zu widerstehen, vormoderne Welterkenntnisse, Vernunft-einsichten und methodische Raffinessen erst zu historisieren, dabei nach modernen Maßgaben rationalistisch umzuformen und dann wegen erwiesenen Ungenügens in einen reinen Vorläuferstatus des inzwischen erlangten wissenschaftlichen Standards zu versetzen. Die Unaufhaltsamkeit des wissenschaftlichen Fortschritts ist zwar in vielen Bereichen erwiesen, deswegen aber noch nicht über diese Bereiche hinaus zu einem quasi metaphysischen Fortschrittsglauben zu verallgemeinern. Fortschritt allein ist noch kein guter – und schon gar nicht ein wissenschaftlicher – Grund, die Preise und Verluste an Wissen und Können, die er gekostet hat, schlicht zu vergessen oder zu einer quantité négligable zu diminuieren, weil dieses Wissen und Können gemessen an den Maßstäben des jeweils gerade aktuellen Wissensstandes vermeintlich überholt ist. Jeder erfahrene akademische Praktiker hat bereits irgendwann einmal erlebt, wie die Präention auf den Fortschritt gar keinen anderen Zweck und Inhalt mehr hat, als überkommenes, schon ein wenig älteres und, nähme man es ernst, eventuell dennoch konkurrierendes Wissen einfach auszugrenzen und so die eigene wissenschaftliche Aktualität außer Frage zu stellen.

Gerade für die Zukunft der Ökonomik ist es von einigem Wert, Vernunftbegriffe, Wissensformen und Erkenntnisinhalte, die nicht den Maßgaben der modernen wissenschaftlichen Rationalität unterliegen und deren auch nur szientifischer Nutzwert sich nicht ohne Weiteres erschließt, im Spiel zu halten oder, wenn es an der Zeit ist, aus der Geschichte wieder ins Spiel zu bringen. Das ist eine Chance, auf die Grenzen, auf welche die derzeitige ökonomische Entwicklung nach aller historischen Erfahrung unweigerlich stoßen wird und teils auch jetzt schon stößt, mit einem geeigneten, durch die aktuelle Vorgeschichte nicht schon vorprogrammierten Innovationspotential reagieren zu können.

5. Da die philosophische Ökonomik in den Menschen, die sich um sie bemühen, immer wieder neu anfängt, verfügt auch sie nicht über einen unmittelbaren Zugang zu vormodernen philosophischen Inhalten und Denkformen. Jeder läuft Gefahr, die Tradition den Maßgaben des eigenen, zeitgenössischen Standards zu unterwerfen und unbewußt entsprechend umzukonditionieren. Daher lebt in der philosophischen Ökonomik alles von der Fähigkeit zum Umdenken und zum Überschreiten der Grenzen und Normen eingeübter rationaler Welt- und Selbstversicherung. Nur auf diese Weise lassen sich die ökonomischen Ressourcen, die in der epochen- und kulturübergreifenden philosophischen Wissenschaftsgeschichte eingelagert sind, explorieren. Und natürlich schafft auch nichts bessere Voraussetzungen, dem Fundus des gegenwärtigen Wissens und Könnens neue Güter hinzuzufügen.

IV REGULATION UND EXZESS

Die konventionelle wissenschaftliche Ökonomik folgt einer regulativen Rationalität. Was sind die Regeln und Gesetze des Marktes, der Entscheidungsfindung überhaupt und rationaler insbesondere sowie vernünftiger Erfolgskontrolle? Mit diesem regulativen Ansatz befriedigt sie die Bedürfnisse der Unternehmen, ihrer Führungseliten ebenso wie deren Mitarbeiterschaft, und der Gesellschaft insgesamt nach Kalkulierbarkeit der spekulativen Produktionsökonomie. Zugleich bedient sie auch ihre eigenen Bedürfnisse. Denn alle Analysen gelten ihr verständlicherweise immer auch der Versicherung, die Sache richtig anzupacken und bei ihren Leisten bleiben zu können. Dass die legendäre *adaequatio intellectus ad rem* diesen Zweck der wissenschaftlichen Selbstbestätigung allein noch nicht erledigt, ist längst eine sogar populärwissenschaftliche Binsenweisheit.

Die philosophische Ökonomik allerdings muß auch die notwendigerweise irregulären Voraussetzungen der regulativen ökonomischen Vernunft mit in den Blick nehmen. Und so geschieht es auch. Deswegen steht – neben den Widersprüchen – spätestens seit George Bataille der Exzess so stark im Fokus der philosophischen Ökonomik. Sie kann sich dabei aber auch auf Nietzsche oder Hegel – „das Wahre ist der bacchantische Taumel, an dem kein Glied nicht *trunken ist*“⁶ – berufen, wohlverstanden sogar auf Fichte und Kant, dem Metaphysiker und *Zertrümmerer der Metaphysik*, und sowieso natürlich auf die Klassiker in der vorsokratischen Epoche, dann auf Sokrates selbst, Platon und natürlich auch auf Aristoteles. Es gibt überhaupt kein philosophisches Denken ohne Grenzüberschreitung oder zumindest ohne metaphysische, transzendente oder dionysische Implikationen. Der Logos des *Kosmos noetos* läßt sich um seine Ansprüche und Rechte nicht betrügen.

Aber der *Gegenstand* der philosophischen Ökonomik, die Ökonomie, gebietet es nicht weniger, mit Methode exzessiv zu denken. Denn sie selbst ist, wie sich schlechterdings nicht bestreiten läßt, exzessiv. Eine Spekulation aufs Glück, die vor keiner Grenze Halt macht und nicht ruht, bevor sie nicht alles ergriffen und aufs Spiel gesetzt und ihrem Kalkül unterzogen hat.

Eine bewährte Methode, mit dieser Exzessivität zurechtzukommen, besteht darin, Gesetzmäßigkeiten der spekulativen Prozesse aufzuweisen, um sie berechenbar und steuerbar zu machen. Dieser regulative Ansatz geht aber noch weiter. Er beschränkt sich nicht allein auf die immanente Regulation der Spekulation, sondern zielt darüber hinaus darauf, sie insgesamt auch von außen zu begrenzen und zu normieren, etwa juristisch und politisch, aber auch kulturell oder moralisch. Eine relativ konsensfähige Forderung besonders aus der Kulturszene läuft darauf hinaus, dass der Kommerzialisierung des Lebens, der Natur, der Kultur und natürlich der gesamten politisch-öffentlichen Sphäre Grenzen gesetzt werden müssten. Nicht alles dürfe verspekuliert werden.

Mit diesem regulativen Ansatz, die exzessive Dynamik der spekulativen Ökonomie und ihrer Unberechenbarkeit immanent geregelt zu sehen und dem entsprechend auch von außen insgesamt unter Gesetz zu stellen, ist viel zu erreichen. Die hochentwickelte regulative Vernunft ist ein bedeutsamer Produktionsfaktor, wenn auch gewiß nicht der einzige Grund der wirtschaftlichen Erfolgsgeschichte der westlichen Kultur. Über alle Erfolge der Wirtschaftsregulation – vor allem einer absolut beneidenswerten Organisationsfähigkeit – kommt aber nichts dabei heraus, was nicht am Ende doch auch wieder neue Rätsel aufwürfe. Der Exzess hat seine eigene Logik. Er macht sich seinen eigenen Begriff von der Gesetzlichkeit der Welt und entwindet sich letztlich jeder Kontrolle.

Aber, auf diese Weise wird die Illusion genährt, dass alles Regeln und Gesetzen unterworfen und damit an sich doch berechenbar wäre. Diese Illusion, dass der spekulative Exzess insgesamt unter regulativen Rahmenbedingungen und in geregelten Umständen stattfindet, wird außerdem noch von den Naturwissenschaften gestützt, die auch in der Natur alles auf Gesetze zurückführen. Das vermeintliche Ontofakt der Naturgesetzlichkeit verfehlt angesichts dessen, dass in der Moderne die Natur zu einem Synonym für das Sein überhaupt geworden ist, nicht seine Wirkung auf die allgemeine gesellschaftliche Mentalität.

Dieser Glaube an die Realitätstüchtigkeit der regulativen Vernunft schadet dem spekulativen Exzess zunächst nicht. Im Gegenteil. Es ist für die ökonomische Spekulation von Vorteil, dass sich viele bereitwillig auf das Risiko einlassen, weil sie im Vertrauen auf die Versprechen der regulativen Vernunft gar nicht überblicken, *welches* Risiko sie eingehen. Regelmäßig läuft dann allerdings die ökonomische Spekulation doch an sog. Überregulierung fest. Jeder Versuch der Deregulierung wird als ein rein interessegeleitetes Verbrechen an der heiligen Ordnung und Gerechtigkeit empfunden. Das zeigt, wie aus dem Vertrauen in den geregelten Ablauf der Dinge die Risikobereitschaft doch zunehmend erlahmt. Es geht das Bewußtsein darüber verloren, dass das Leben kein reines Regelwerk ist, sondern auch schon von Natur aus große Risiken birgt, wider die es, soll es erfolgreich und mit Gewinn beendet werden, kein Rundum-sorglos-Paket gibt außer der dionysischen Lebensversicherung, sich ihnen zu stellen.

Aus all dem ergibt sich, dass es einen guten Sinn hat, wenn die philosophische Ökonomik der exzessiven Vernunft auf der Spur bleibt, die initiatorische Kraft des Denkens zum Zuge bringt, die spekulative Logik weiterentwickelt und

den unerschöpflichen Erfindungsreichtum assoziativer Rationalität Sprache verleiht, um auch da noch Aufklärung bewerkstelligen zu können und Erkenntnis zu generieren, wo die regulative Rationalität naturgemäß versagt.

Allzu häufig findet sich in Reaktion auf unzweifelhaft gegebene Anlässe die Vorstellung von einer – weil der Erkenntnis und Wahrheit verpflichtet – notwendigerweise normativen Wissenschaft verbunden mit der Warnung vor dem *Virus der Effizienz*. So unreflektiert in diesem Gegensatz die *regulative* Normativität der Wahrheit affirmiert wird, so unreflektiert wird die *irreguläre* Effizienz diffamiert. Um der Wahrheit wie der Effizienz, um der wissenschaftlichen wie der wirtschaftlichen Seriosität sowie um einer effektiven Problemlösung willen bedarf es eines *Controllings*, das irreguläre Provokationen regulativ begründeter Vertrauenswürdigkeit nicht verteufeln muß, sondern qualifizieren kann.

V AUTHENTIZITÄT, AUTONOMIE, AUTARKIE

Greift man in die imaginäre Paradigmenkiste der philosophischen Tradition, so läßt sich dort außerordentlich vieles finden, was sich – etwas schematisierend und vereinfachend natürlich – in drei Körbe sortieren läßt. Und das sind die Begriffe Authentizität, Autonomie und Autarkie. Alle drei Begriffe haben starke ökonomische Momente oder sind durch und durch ökonomisch verfaßt, je nach dem, wie man Ökonomie denkt.

1. *Authentizität* ist der Begriff der Wertsicherung. Im Bedürfnis nach Authentizität verwirklichen sich viele schöngeistige Wünsche nach echten, jedem Geschäft entzogenen Werten, nach menschlicher Stimmigkeit, nach echten Gefühlen von künstlerischer Wahrhaftigkeit, tiefer Naturverbundenheit oder kosmischem Aufgehobensein. In Authentizität kulminiert aber auch jede Art von Effektivität. Denn sie ist der Inbegriff der Korruptionskontrolle. Und somit gibt es keinen Bereich, für den sie größere Bedeutung hat, als die Wirtschaft, die alle Bestrebungen nach Authentizität zugleich am nachhaltigsten in Frage stellt.

Wenn nichts mehr ist, was es ist, wenn alles nur immer irgendwohin führt, nichts aber mehr zu sich kommt, dann ist alle Hoffnung auf Ergiebigkeit allen Einsatzes vom Grunde her untergraben. Wenn sich aus allem etwas machen läßt und es gelingt, dass aus all dem auch etwas wird, dann ist das ein erfreuliches Zeichen für einen produktiven Betrieb, – und doch vergebens, wenn dabei nichts es selbst wird. Die Chance auf Transformation von Sein in Selbstsein, Inbegriff der Authentizität, ist die Geburtsstunde des Wertes und die Stunde, da die Vergeblichkeit endet. So ist die Authentizität letztlich auch der Dreh- und Angelpunkt aller Forderungen nach nachhaltigem Wirtschaften.

Selbst der Betrug, der Schein, die Lüge und die Täuschung kommen ohne Authentizität nicht aus. Betrüger versuchen, sie auszuhebeln und durch den gewünschten Schein zu ersetzen. Kein Schein funktioniert indes, ohne dass es ihm gelingt, Authentizität vorzugaukeln. Attraktiv macht den Schein seine Schönheit. Und diese besteht darin, dass den Getäuschten die Zumutung, von

authentischer Wahrhaftigkeit beansprucht zu werden, erspart bleibt – im gleißenden Licht, mit dem der Anschein des Gegenteils alles überstrahlt.

Für viele ist für alles, was der Kommerzialisierung verfallen ist, der Kampf um Authentizität schon verloren. Käuflichkeit korrumpiert. Viele Erfahrungen stützen diese These. Aber auch die Überzeugung, in unmittelbarer Seinerfahrung oder Selbsterfahrung, in unberührter Natur, reiner Liebe oder wertfreier Erkenntnis authentischer Wirklichkeit inne zu sein, täuscht. Das Wahre braucht seine Authentizität, der Warenverkehr aber auch. Das Wahre braucht den Handel und die Händler wie die Waren das Geschäft. Mit bürokratisch-schematischen, eindeutigen Zuordnungen lassen sich Authentizität und ihr Gegenteil nicht unterscheiden und bestimmen. Auch die Unmittelbarkeit ist nicht unmittelbar gegeben, sondern will unter Einsatz meist aller Kräfte erwirtschaftet werden. Dort, wo die Chance auf Authentizität am fragwürdigsten ist, kommt es am meisten auf sie an. Wer sich oder sonst etwas der Käuflichkeit vorenthält, um sich selbst oder, was ihm lieb und teuer ist, vor Korruption zu schützen, kann seinen Wert gerade so verspielen. Der Handel spielt in der Wertermittlung eine gewichtige Rolle.

Aristoteles hat mit einem Grundsatz, der für das Selbstverständnis moderner wissenschaftlicher Rationalität maßgeblich ist wie kaum etwas sonst, davor gewarnt, sich in Widersprüchen zu verzetteln. So naiv zu glauben, dass, auf dem Boden widerspruchsfreier Authentizität zu verharren, den Widersprüchen den Garaus machen würde, war er indes nicht. Zu sehr ist ja alle Welt in Widersprüche verzettelt. Man will die Widersprüche nicht wahrhaben, nahezu um keinen Preis. Man camoufliert, was das Herz spricht, man denkt dies und sagt jenes, man sagt jenes und tut dieses und hofft, dass, was sich widerspricht, vor fremden wie eigenen Augen doch gleich gelte. Aus dieser Verwirrung gerinnt ein System von progressiver Dynamik der Entwertung, das umso mehr in seine Erhaltung aufsaugt, je trügerischer es wird.

Aristoteles' Warnung betrifft letztlich am schärfsten die Widersprüche selbst. Sie gilt der landläufigen Methode, sich gegenüber Widersprüchen widersprüchlich zu verhalten, sie plump abzustreiten oder raffiniert zu überspielen und so zum Schein aus der Welt zu schaffen. So werden sie nur bis zur Unkenntlichkeit entstellt in einen gegenteiligen widerspruchlosen Anschein versetzt. Es gilt, darauf läuft seine Empfehlung hinaus, statt Authentizität gegen Widersprüchlichkeit zu setzen, den Widerspruch selbst authentisch zu machen, wodurch er sich aus seiner Verfestigung löst – oft, damit muß man rechnen, mit völlig unvorhersehbaren und wahrhaft erschütternden Folgen.

Authentizität wird zu Recht ein hoher Wert zugemessen. So unverzichtbar sie ist, so schwierig ist es zu erkennen, wie sie zu erreichen ist. Dennoch: Besser als im weiter nicht qualifizierten Nutzen heben sich die Produkte in ihr auf, um zu entfalten, wozu sie gut sind.

2. *Autonomie*, Selbstgesetzlichkeit, ist im herkömmlichen Gebrauch ein Rechts- und Freiheitsbegriff. Freiheit indes entsteht nicht durch rechtliche Garantien. Entsprechende Gesetzgebung kann sie bestenfalls sichern, nicht aber erzeugen. So weist die Autonomie schon als Rechtsbegriff über sich hinaus.

Im Griechischen ist *Nomos* ein Begriff von einiger Bandbreite, dessen Bedeutung von Weide, Wohnsitz und Gau über Gewohnheit und Brauch bis zum

Gesetz reicht. Seine Grundbedeutung, die am stärksten das Verb *Nemein* zum Ausdruck bringt, ist das Zuteilen, dessen Göttin die Nemesis ist, die Göttin der Vergeltung. Von all dem her ist *Nomos* ein primär ökonomischer Begriff. Der *Nomos* bestimmt die Zuteilung dessen, was dem einem zusteht an Gutem wie dem anderen zur Buße an Schlechtem bzw., was ihm z.B. zur Strafe zu nehmen ist. Dazu muß dies sich im *Nomos* natürlich auch unterscheiden. Der *Nomos* steht für das Entstehen der Gerechtigkeit aus der Ökonomie, wobei wiederum bereits einiges hatte geschehen müssen, bis aus einer Wirtschaft beliebiger, in jedem Fall aber anomischer, willkürlicher oder zwangsläufiger Art eine *Ökonomie* hat werden können.

Der *Nomos* beschränkt sich aber nicht auf die Verteilungsgerechtigkeit. Das wird besonders deutlich im Begriff der Autonomie – übersetzt: die Selbstzuteilung, und zwar aus sich selbst. Damit nämlich irgendetwas, was es gibt, autonom sein kann, muß dies dem Begriff der Autonomie, entkoppelt von den Dingen, denen er zugeordnet wird, zunächst selbst zukommen. Es kann nichts autonom sein, wenn es die Autonomie nicht – von sich aus – gibt.

Das bedeutet nicht, die Autonomie in der Welt auf eine theoretisch-begriffliche Abstraktion zurückzuführen; denn sie kann in ihrer Logik statt jenseits von allem sehr wohl *in* allem stattfinden, das von ihr bestimmt ist. Ein Begriff ist, wie Hegel lehrte, eben nichts Abstraktes, sondern die konkrete Wirklichkeit, nur nicht äußerlich aufgefaßt, sondern aus sich selbst, wie sie sich selbst *er-faßt* oder eben *be-greift*. Und diese konkrete Wirklichkeit der Autonomie ist die *Polis*.

Autonomie heißt nicht nur, den eigenen Gesetzen zu folgen, sondern, diese auch selbst zu erzeugen. Autonomie ist damit nicht nur ein regulativer Begriff, sondern ein Produktionsbegriff. Er benennt dabei nicht nur die Weise der Steuerung der Produktion, nämlich ihre Selbststeuerung, sondern, dass ihr widerfährt und sie empfängt, was ihr gebührt. Er benennt also ihre Ergiebigkeit, das also, was eine Produktion überhaupt erst zu einer effektiven Produktion macht. Eine Produktion, bei der nichts heraus kommt oder nur dies, dass sie weiterlaufen kann, ohne das mehr dabei herauskommt als eben dieses, ist nicht wahrhaft eine Produktion. Deswegen gibt es in rein reproduktiven Verhältnissen, solchen also, die über ihr Überleben nicht hinaus kommen, keine Autonomie, sondern nur Notwendigkeit und Schicksal.

Ein Gesetz ist nicht die Setzung, sondern deren Folge und bezeugt so, dass eine solche Setzung, eine Produktion stattgefunden hat und deren Ergebnis fortwährend vorhanden ist. Das Gesetz steht so für den Willen oder für eine Automatik, etwas Erreichtes zu erhalten und sich bewähren zu lassen. Gesetz ist Bestandssicherung der Produktion, allerdings nur der bereits erfolgten, nicht zwingend auch der gegenwärtigen gegenüber und vor der Zukunft. Vielmehr sichert sie bereits erfolgte Produktion, um auf dem Boden des Erreichten über dieses jenen neuen Schritt hinausgehen zu können, den es nicht geben könnte, ohne dass ihm das Vorhergehende dazu eine Basis gäbe. Mehr als den Bestand sichert es letztlich also die Produktivität als solche, zumal als *Autonomos*.

Auf diese Weise erfüllen Gesetze ihren Doppelsinn. Sie sollen als Normen zweckfrei um ihrer selbst willen gelten, dies aber stets zugleich nur um eines

Zweckes willen. An der Erfüllung ihres Daseinszweckes hängt die materielle Evidenz, ohne die ihre Geltungsansprüche bloße Ansprüche blieben und nur ein leerer Formalismus wären. Gesetze sollen schließlich nicht nur wirklich sein sollen, sondern wirklich sein. – Kurz: Keine Autonomie ohne Ökonomie, aber auch keine Ökonomie ohne Autonomie.

3. Der Begriff der *Autarkie* hat mit seiner gebräuchlichen Übersetzung ins Deutsche, der Selbstgenügsamkeit, zum Einen eine moralische Konnotation. Im moralischen Verständnis plädiert der Begriff für Bedürfnislosigkeit, Verzicht und Askese, nicht für die Kunst, sich zu finden und gerecht zu werden oder gar sich mit sich und der Welt zu bereichern. Bedürfnislosigkeit muß andererseits allerdings nicht zwingend auf den Verzicht nach Bedürfnisbefriedigung hinauslaufen, sondern könnte natürlich auch aus der vollendeten Befriedigung folgen. Moralisch wird mit dieser Differenz meist ein amphibolisches Spiel getrieben.

Zum Zweiten ist die Autarkie eine Grundvoraussetzung naturwissenschaftlichen Denkens. Die Naturwissenschaften propagieren die Autarkie der Welt, indem sie alles auf deren Natur zurückführen, statt auf das Wirken eines Gottes oder sonstiger übernatürlicher und transmundaner Mächte.

Zum Dritten gibt es den Begriff in der Politik. In dieser Sphäre ist auch die ökonomische Bedeutung des Begriffs geläufig, die sonst eher unbemerkt bleibt. Politisch ist der Begriff aber auch in Verruf geraten. Er steht für ein verfehltes chauvenistisches Souveränitätsverständnis, das zu verheerenden Folgen geführt hatte. Wenn nationale ökonomische Unabhängigkeit und Selbstversorgungsfähigkeit politisch absolut gesetzt wird, wird es für die Nachbarstaaten gefährlich.

Damit haben wir den Begriff in dreierlei Form, in Anlehnung an ein Hegelsches Schema als Einzelheit, als Allgemeines und als Besonderes. Die moralische Selbstgenügsamkeit des einzelnen Menschen, die universale Autarkie der Natur der Welt und die Selbstversorgungsfähigkeit des besonderen Nationalstaates, in dem sich das Allgemeine mit dem Einzelnen vermittelt.

Unterschwellig klingt in allen drei geläufigen Autarkieverständnissen eine Art Unglaube mit. Autarkie scheint bestimmt vom Kampf wieder das Gegenteil. Der Begriff der Unabhängigkeit verdeutlicht das am besten. Autarkie ergibt sich ex negativo. Nun muß man Autarkie nicht als reinen positiven Begriff fixieren. Nicht auszuschließen, dass sie sich immer aus der Aufhebung ihres Gegenteils generiert. Dafür spricht, dass ohne diese Aufhebung ihres Gegenteils dieses wider sie als Alternative stets bestehen bliebe, womit Autarkie aber keinesfalls jene Universalität gewinnen könnte, die ihr immerhin die Naturwissenschaften zuweisen. Wird aber Autarkie gedanklich allein als Abgrenzungsbegriff und aus der Abwehr ihres Gegenteils bestimmt, als Unabhängigkeit etwa, dann läßt sich kein hinreichender Begriff davon gewinnen, worum willen eigentlich diese Unabhängigkeit erzielt wird. Hinzu kommt das Problem, dass dann alle Bemühungen um Unabhängigkeit an der Abhängigkeit hängen bleiben, in permanenter Perpetuierung des Freiheitskampfes in der Abwehrschlacht, ohne des abgewehrten Gegners je habhaft werden oder ihn loswerden zu können. Eine ausweglose Lage, die Autarkie unerreichbar gemacht – im Kampf um ihre Sicherstellung.

Die Autarkie der Welt ist keine neuzeitliche Erfindung. Bereits Platon hatte sie für die Kosmogonie ins Spiel gebracht. Ihr Symbol ist die Kugelförmigkeit, die die Welt annimmt, indem sie sich allein um sich selber dreht. Sie empfängt nichts von außen, gibt nichts dorthin ab und will bzw. kann auch nirgendwo anders hin. Denn da ist nichts. Zum einen setzt Platon so die autarke Welt vom Nichts ab, das seiner Nichtigkeit entsprechend auch nicht die geringste Macht über die Welt hat. Das erlaubt ihm, sich der inneren Selbsterzeugung der kosmischen Autarkie zuzuwenden. Der Kosmos *ist* für ihn nicht einfach autark. Die Autarkie der Welt ist nicht faktisch vorgegeben. Das wäre auch ein Widerspruch, weil sich natürlich sofort die Frage stellte, woher dieses Fakt kommt. Bei Platon erwirtschaftet sich der Kosmos seine Autarkie aus sich selbst, indem er sich *aus seinem eigenen Schwinden nährt*⁷. Die Autarkie der Welt ist hier primär keine Frage der Naturverfassung, sondern eine Wirtschaftsfrage.

Der Inbegriff der Autarkie der Welt ist aber, was Platon die Selbstbewegung der Seele nennt, das Anfangen, das keinen Anfang hat, außer dem, den es aus sich selbst gewinnt: *„Der Anfang ist unentstanden. Denn aus dem Anfang entsteht notwendigerweise alles Entstehende, es selbst aber aus nichts. Denn wenn der Anfang aus etwas entstünde, entstünde nichts mehr aus dem Anfang. [...] Demnach also ist der Bewegung Anfang das sich selbst Bewegende; dies aber kann weder untergehen noch entstehen, oder der ganze Himmel und die gesamte Schöpfung müßten zusammenfallend stillstehen und hätten nichts, woher bewegt sie wiederum entstehen könnten.“* Und dieses *„sich von selbst Bewegende [...] darf man sich nicht schämen, [...] für das Wesen und den Begriff der Seele zu erklären“*⁸.

So steht die philosophische Ökonomik vor der Herausforderung, sich um der Autarkie der Welt willen nicht zu schämen, die Ökonomie aus der Selbstbewegung der Seele zu denken sowie ihren Gewinn aus ihrer Autonomie zu erschließen und, was sie ist, aus der Authentizität, die zu gewinnen ihr Ziel ist.

VI DAS SCHÖNE, WAHRE UND GUTE

Obwohl die Wirtschafts- und Unternehmensethik fast zu einem Synonym für Wirtschaftsphilosophie überhaupt geworden ist, beschränkt sich die philosophische Ökonomik doch nicht nur auf Ethik. Diese Reduktion blendet nicht nur weite Teile des Spektrums an Fragestellungen, die die philosophische Ökonomik insgesamt ausmachen, aus. Sie rückt zudem auch die Ethik in ein Licht, das auch deren Gesamtspektrum nur zum Teil ausleuchtet.

Aus methodischen und hermeneutischen Gründen kann die philosophische Ökonomik nicht darauf verzichten, über das Gute hinaus auch den Rest der sogenannten *Universalien*, nämlich das Schöne, das Wahre und das Eine, in ihre Untersuchungen miteinzubeziehen. *Unum, bonum, verum et pulchrum convertuntur*, hieß es in der mittelalterlichen Philosophie. Diese Lehre war kein scholastischer Spleen, sondern geht auf Ursprünge etwa in der sokratisch-platonischen Philosophie oder auch schon bei den Vorsokratikern zurück. Sie

verdient in der philosophischen Ökonomik umso mehr Beachtung, als sie den Einheitsmodus dieser Universalien ökonomisch bestimmt. Das Schöne, Wahre und Gute und das Eine sind untereinander *konvertibel*. Sie sind ineinander tauschbar, was natürlich – so funktioniert die Dialektik des Tausches – auch das Gegenteil impliziert. Wären das Schöne, Wahre, Gute und Eine nicht unverwechselbar, würde es nichts mit dem Tausch, so, wie umgekehrt der Tausch diese Werte auch erst unverwechselbar macht.

Diese Konvertibilität ist ein wesentliches Bestimmungsmerkmal jeder einzelnen dieser sog. Universalien. So gibt es gute Gründe, den Zusammenhang zu wahren, selbst wenn es vordergründig nur um die ethischen Aspekte geht. Weitere gute Gründe liefert die Ökonomie selbst:

Das Wahre ist, auch wenn es dem tagtäglichen Geschäft nicht eben um die Produktion von Wahrheit zu tun ist, zumindest ein maßgebliches Korrektiv, auf das keine Wirtschaft verzichten kann. Wenn gar nichts mehr ist, was es ist, dann funktioniert auch keine Art von Ökonomie mehr. Selbst, wenn es das Wahre nicht gäbe, muß es doch gedacht und muß ihm doch Kredit gewährt werden, um auch nur Trug und Täuschung realisieren zu können. Die vermeintlich nur ethischen Kalküle der Vertrauens- und Glaubwürdigkeit haben allein in der Idee des Wahren einen tragfähigen Grund. Und auch ohne Erkenntnis – welche das Wahre *in actu* ist – läuft schlechthin nichts in der Wirtschaft.

Das Gute ist der Zielbegriff alles Handelns. Es ist das, wonach und was zu gewinnen alle streben. Es ist der große Motivator. So sagt es Aristoteles⁹. Es ist Grundlage aller Wertschöpfungsprozesse, also aller Tauschprozesse, die über den reinen Austausch von einem gegen ein anderes hinaus (Mehr-)Wert generieren. Auch die Nützlichkeit etwa ist eine Form des Guten. Das Gute beginnt mit dem Vermögen und der Befähigung, das Wünschenswerte vom Notwendigen zu unterscheiden und das Wünschenswerte wider die Notwendigkeit durchzusetzen. Ökonomisch von Bedeutung ist, dass es nicht allein bei dieser Freiheit bleibt, zwischen vorhandenen Alternativen wählen zu können, sondern sich darüberhinaus die Chance ergibt, neue Alternativen generieren zu können.

Das Schöne erscheint der Wirtschaft am fernsten. Eine schöne Ökonomie, was soll das sein? Zwar ist allen klar, dass es ohne Gestaltung keine Produkte gibt, dass ohne Gestaltung kein Marketing funktioniert. Manchen ist darüber hinaus begreiflich, dass überhaupt alle instrumentellen und kausalen Funktionszusammenhänge eine ästhetische Dimension haben und ohne diese ästhetische Dimension schlicht inexistent wären. Nichts ist da, es sei denn, es kommt zur Erscheinung. Und je besser es zur Erscheinung kommt, desto deutlicher ist es da. Inzwischen finden sogar ökonomische Seminare über die Bedeutung der Gestaltung für die effektive Wirklichkeit von Bilanzen statt. Trotz unbezweifelbarer Relevanz gelten diese ästhetischen Dimensionen ökonomischer Prozesse als ephemere, als Design eben, und zudem als trügerisch. Der schöne Schein: Verführerisch, verlässlich aber nur für den, der gerade mit ihm sein Geschäft machen will. Das Ökonomische als solches, die Ökonomik selbst scheint gegenüber Ästhetik resistent zu sein, wie übrigens auch diese gegenüber jener. Gewinne sind nicht grün, blau oder gelb, nicht rund oder eckig, sondern bemessen sich in Zahlen und müssen ausgerechnet werden. Andererseits gibt es keine Wertschöpfungsprozesse ohne den Tausch und

Umschlag vom (berechenbarer) Quantität in (unberechenbare) Qualität und umgekehrt. Gäbe es keinen Weg über rein quantitative Bemessung hinaus, wäre ‚Wert‘ leeres Gerede. Qualität ist *gut*, findet ihre Wahrheit aber erst als *schöne* Erfahrung. Die Spekulation und das Spektakel gehören zusammen.

Zuletzt *das Eine*. Meist wird es allein als Einheit von Vielem verstanden. Es ist dann entweder eine soziale und politische Kategorie der Zusammengehörigkeit oder der Unterwerfung etwa unter eine Monarchie – die Einheit des Reiches, der Christenheit etc. – oder kosmogonisch die Natureinheit der Welt, als Universum. Das Allgemeine eben, das Ein und Alles. Das Eine ist zuvor aber die Eins. Als solches ist es primär nicht der, die oder das Erste, weder der *Princeps* noch das *Principium*. Und es ist nicht alles oder das Ganze, sondern das Wenigste, der kleinste Teil desselben und bestenfalls als dieses ein Ganzes, nämlich als Teil eines *Ganzen von Ganzen*, wie Platon die Weltteilungsverhältnisse entworfen hat¹⁰. Das Eine ist eher die Einheit, deren viele sich summieren lassen, als die Einheit im Sinne der Summe von allem. Die Eins ist das Quantum an sich, das Symbol der Quantifizierbarkeit überhaupt. Es ist Grund und Anfang aller Berechenbarkeit. Es ist als Quantum in seiner Abstraktheit, in seiner Eigenschaftslosigkeit, zugleich der Inbegriff der Unvergleichlichkeit und das *Atomos* schlechthin. Innerhalb des Konzertes der vier Universalien ist das Eine oder die Einheit, also die Konvertibilität des Schönen, Wahren und Guten ineinander selber. Im Durchgang durch die Quantifizierung, die sie in ihrer Besonderheit gegeneinander vergleichgültigt und nichtet, gewinnen die Universalien einander ab, was sie vollendet und das Schöne, Wahre und Gute zu jenem Wert verhilft, ohne welchen sie nicht wären, was sie sind.

VII KEIN NEID

„Geben wir denn an, aus welchem Grund¹¹ der Schöpfer¹² das Entstehen und dieses alles hier zusammenbrachte. Er war gut; in einem Guten kommt niemals und auf keine Weise irgendeine Mißgunst auf. [...] Wer dies als Ursprung¹³ des Entstehens und der Welt von klugen Männern übernimmt, der macht das wohl mit dem größten Recht. Indem nämlich der Gott wollte, dass alles gut und nach Möglichkeit nichts schlecht sei,...“ usw.¹⁴.

Mit dieser ökonomischen Spekulation läßt Platon die Kosmogonie beginnen. Nur so kann aus allem etwas werden. Demnach vereitelt umgekehrt der Neid, wenn er zum Gott des Geschehens wird, alles. Nichts bleibt verschont. In der Mißgunst sieht Platon eine Urgewalt von offenbar überhaupt nicht zu überschätzender, zersetzender *Wirklichkeit*, die, wo sie durchschlägt, eine Mißwirtschaft auslöst und begründet, die jede authentische Weltbegriffsbildung zugrunde richtet. Nach dieser Theorie sind Knappheit und Mangel nichts, was von Natur aus gegeben ist, sondern selbst dann, wenn sie aufgrund der natürlichen Gegebenheiten Fakt zu sein scheinen, ein Produkt der Mißgunst.

Schon hier zu Beginn deutet sich an, was sich durch die Kosmogonie bis zu ihrem Ende hindurch zieht, nämlich: Welt entsteht – en gros et en détail – aus Wertschätzung. Sie ist die maßgebliche kosmische Produktivkraft, und zwar in

einem sehr materiellen, ökonomischen Sinn. Die aller Welt Anfang stiftende Investition ist eine ökonomische Entscheidung von offenbar äußerster Tragweite.

Welt ist infolge dieser Investition niemals eine in ihrem Wesen wertneutrale, möglicherweise verbesser- und verschönerbare Realität, sondern von vornherein stets und ausschließlich das Beste¹⁵ und schöne¹⁶ Welt, ein „glückseliger Gott“ sogar¹⁷, ein Wert an sich – oder eben keine Welt, sondern sonst etwas, was allerdings zu unterstellen oder auch nur „auszusprechen ein Frevel wäre“¹⁸. Es gilt so, kosmopolitisch und weltökonomisch einzulösen und zu bewahrheiten, was ist, und nicht dem Sein etwas beizubringen und zuzufügen, was nicht ist.

Diese Gleichsetzung von Welt und schöner Welt – bzw. Leben mit gutem Leben – macht aus Welt a se Mehr-Welt, eine Welt, die eo ipso je schon mehr ist, als sie nach der Maßgabe faktischer, wertneutraler Vorgegebenheit zu sein scheint. Denn alles, was es gibt, gibt es nicht nur, sondern ist zugleich mehr als es nur *ist*, nämlich etwas, das zuzüglich dem, dass es *ist*, schön und zumindest so wertvoll ist, dass sich ein Wert daraus schlagen läßt. Platon setzt damit echte – also nicht nur reproduktive – Produktivität und Effizienz ins Sein und macht so die Welt zu einer Ökonomie des Gewinns. Soweit die Theorie.

Eine philosophische Ökonomie wird Platons grundlegende Unter- und Entscheidung nicht übergehen können. Immerhin stammt sie von einem ihrer Urväter. Zudem spiegelt sie in ihrer Art Einsichten wieder, die auch zuvor schon für die Philosophie bestimmend geworden sind und auch nachher noch ihren Wiederhall fanden. So hat sie hiermit einen Auftrag, ein Erbe, dass sie nur um den Preis ihrer Selbstverleugnung ausschlagen könnte.

Zu Beginn der Neuzeit war dieser Gedanke in der Renaissance wieder neu aufgenommen worden. Zum Ausdruck kommt das zum Beispiel bis heute in den Naturwissenschaften. Die Existenz der Welt hängt nicht am seidenen Faden, mit dem das Gewicht der menschlichen Schuld an der göttlichen Güte zerrt. Die Welt ist von Natur aus autark. Und nichts anderes hatte Platon im Sinn, sah diese Autarkie aber anders als die moderne Naturwissenschaft, die sich zu solchen ökonomischen Spekulationen nicht hinreißen läßt, wenn sie gleichwohl auch im naturwissenschaftlichen Denken latent sind, im Sieg über den Neid begründet.

Auch für die moderne Ökonomie ist dies eine selbstverständliche Voraussetzung. Seinen Niederschlag findet das in der Hoffnung, die sie in den Eigennutz setzt. Zu erwarten, dass es, wenn sich jeder Einzelne allein um seinen eigenen Vorteil bemüht, nicht allen anderen zum Schaden gereicht und so nicht zu Lasten der Gemeinschaft geht, sondern den allgemeinen Wohlstand fördert, das ist nicht gerade eine mißgünstige Perspektive.

Andererseits gehören aber Neid, Mißgunst, Eifersucht und Geiz nicht ins Kategoriensystem der ökonomischen Rationalität. Sie scheinen in einen Bereich emotionaler und irrationaler, psychologisch erklärbarer Beweggründe zu gehören. In der Sphäre rationalen ökonomischen Handelns haben sie aber nichts zu suchen. Für sich selbst neutralisiert die ökonomische Rationalität diese Motive. Aber, sie kehren wieder, nämlich im oft nahezu absoluten, metaphysischen Glauben an den Mangel.

Zwar wird Knappheit vom ökonomischen Betrieb künstlich erzeugt. Unerachtet dessen gilt die Knappheit der Ressourcen traditionell als *Fundamentum inconcussum* und Naturvoraussetzung der Ökonomie. Ökonomie ist die Kunst, mit knappen Gütern haushälterisch umzugehen. Wäre es keine Kunst, mit diesen Gütern haushälterisch umzugehen, wenn sie nicht knapp wären? In dieser Knappheitsvoraussetzung kehrt der aus der ökonomischen Rationalität ausgeschlossene Neid wieder. Es wäre kein besonderes Kunststück, argumentativ nachzuweisen, dass jede erfolgreiche Knappheitsbewirtschaftung Überfluss und Verschwendung voraussetzt.

Nun ist es allerdings zunächst aller Ehren wert, in die Spekulation auf Bereicherung die Beseitigung der Armut mit einzubeziehen, statt einfach hinzunehmen, dass sie womöglich sogar durch weitere Verarmung bezahlt wird. In der Tat wäre in Wahrheit jede Bereicherung, die nur um diesen Preis zu erwirtschaften wäre, eine Chimäre. Wenn sich im Eigennutz eine Wohlstands-Ökonomie begründen läßt, dann kann diese schlechterdings den Mangel nicht ignorieren. Dann muß die Bereicherung in die Bekämpfung der Armut investiert werden, um sich zu bewahrheiten. Gerade dieses Ansinnen verbietet allerdings, die Knappheit ontofaktisch zu naturalisieren.

Die Ökonomik macht einerseits Platons Differenz auf, neutralisiert sie aber andererseits durch ihre Rationalität. Das schwört die Gefahr herauf, die optimistische, die günstige ökonomische Prognose des Eigennutzes pessimistisch mit einer Naturvoraussetzung zu amalgamieren, die die Mißgunst in die Natur setzt und so die Knappheit unaufhebbar macht.

Gunst und Mißgunst sind die antagonistischen Pole, zwischen denen sich ökonomisch alles entscheidet. Sie zu unterscheiden ist das eine. Die Herausforderung, die entscheidende Frage ist von Platon her aber, unter welcher Prämisse diese Unterscheidung zwischen beiden selbst steht. Ist das Verhältnis zwischen Gunst und Mißgunst, zwischen Mangel und Überfluß als solches von Neid bzw. vom Mangel, der Not(wendigkeit) oder dem Schicksal diktiert oder frei davon und ein Gewinn, *überflüssig*, aber effizient und wahr? Hier hat die philosophische Ökonomik eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Noch ist nichts entschieden.

VIII UNBERECHENBARKEIT

Präzision ist, was Erkenntnis zur Wissenschaft macht. Die absolute Maßgabe. Präzision ist eine Messgröße. Präzise kann nur sein, was sich bemessen läßt, was meßbar ist. Wird Präzision zum alleinigen Maßstab von Wissenschaftlichkeit und die Wissenschaft zugleich zum letztlich alleinigen Mittel, verbindliche und verlässliche Erkenntnisse über die Welt zu produzieren, wie sie ist, dann wird damit auch unterstellt, dass alles, was zählt in der Welt, von meßbarer Verfassung ist und selbst nichts anderes als Präzision im Sinn hat. Aus einer Regel, die sich die Erkenntnis setzt, wird eine objektive Verfassung ihres Gegenstands.

Die Entdeckung, wie durchgreifend die Welt tatsächlich mathematisierbar, berechenbar und messbar ist, gehört mit Sicherheit zu den wirkungsvollsten Erfolgen der Menschheit. Dennoch kann bezweifelt werden, dass das alles ist und alles damit schon erfaßt wäre. Da dürfte der Wunsch der Vater des Gedankens sein. Präzision mag viel erschließen, wird so aber auch zu einer Ausschlußmethode. Was seine Art gerade dadurch findet, dass es nicht präzise und nicht berechenbar ist noch zu sein versucht, sondern unberechenbar, unmäßig oder unermeßlich, gibt es dann nicht mehr bzw. darf es einfach nicht geben. Einfacher kann man es *dem Sein* oder jedem Wesen, das sonst ein Interesse daran hat, nicht machen, sich der Erkenntnis zu entziehen.

Aristoteles macht gleich zu Beginn der „*Nikomachischen Ethik*“ die erstaunliche Bemerkung, dass es Dinge gibt, bei denen man es genau und mit größter Präzision angehen müsste, aber auch andere, die zu erkennen gerade eine gewisse, bedachte oder kontrollierte Ungenauigkeit weiterbringt¹⁹. Da gilt es, so ungenau zu sein wie nötig und – darin! – so genau wie möglich. Das trifft natürlich ganz besonders dann zu, wenn es darum geht, Unendlichkeit, Unberechenbarkeit und, was unermeßlich ist, zu erkennen. Dass dergleichen für Mess- und Berechnungsmethoden ausgeschlossen ist, schließt es nur aus diesen aus, nicht allerdings deswegen auch schon aus der Welt – schon gar der ökonomischen.

Seine Kunst, mit dem Unberechenbaren zu rechnen, hat Archimedes großen Ruhm und bleibende Verdienste eingetragen. Aber auch der philosophischen Ökonomik ist schon von einem der ersten ihres Fachs, von Anaximander, der Weg gewiesen, das *Apeiron*²⁰ ins Kalkül aller Erkenntnis zu ziehen, das – wenn man das eigentlich bezeichnenderweise Unmögliche versucht, nämlich diesen Begriff zu übersetzen – Unbegrenzte oder Grenzenlose, das Unendliche oder eben das Unermeßliche und Unberechenbare.

Wer dies, das schlechthin Spekulative, ausschließt und sich weigert, mit dem Unberechenbaren zu rechnen, wird zu Reichtum nicht kommen und schließt aus, Reichtum zu erkennen. Er betrügt sich darum, mit seinem Reichtum auch nur in partialer Verwirklichung wahrhaft etwas anfangen zu können und von seiner *Begabung*, von dem, was er hat, etwas zu haben, was seiner Habe entspricht. Tantalos' Qualen oder die des Midas. Aber nicht nur er selbst ist arm dran. Er betrügt auch alle anderen, die sich für die Produktion des Reichtums eingesetzt haben, um ihr Werk. – Wie die Mathematik hat der Reichtum und mit ihm die Ökonomie überhaupt, ob man dies nun will oder nicht, eine spirituell metaphysische Dimension. Es gilt, sie in geeignete ökonomische Begriffe zu fassen.

IX DAS BEDÜRFNIS NACH PHILOSOPHIE

Obwohl sie für manch hartgesottene Pragmatiker dort als dezidiert nutzlose Kunst gar nichts zu suchen hat, kommt in der Wirtschaft immer wieder das Bedürfnis nach Philosophie auf. Manchmal geschieht das, um Mißerfolge oder Erschöpfung zu sublimieren. Wer handelnd nichts erreicht, beruhigt sich dar-

über, indem er vieles findet, worüber man sich alles einen Kopf machen kann, was wichtiger ist, als dieses oder jenes notgedrungen immer partikuläre Ziel zu erreichen. Auch so entstehen Sinnsucher.

Die Praktiker kennen ihresgleichen und diese Verlockung am besten. Wenn sie sich gegen Philosophie verwahren, dann vor allem wider dieses Sublimationsmotiv. Zu Recht erscheint das Philosophieren da als Anfall und Ausdruck von Schwächlichkeit. Bestünde Philosophie allein in diesem Bedürfnis nach Sublimation ökonomischer und unternehmerischer Erfolglosigkeit oder persönlicher Enttäuschung, käme die wirtschaftliche Dynamik unter ihrem Einfluß tatsächlich zum Stillstand. – Es gibt aber noch andere Motive, die Philosophie fernzuhalten. Etwa sich und seinen u. U. sehr hintergründigen Beweggründen, die mit ökonomischer Rationalität nichts zu haben müssen, nicht auf die Schliche kommen zu wollen, um ungehindert wie gewohnt weitermachen zu können.

Das Bedürfnis nach Philosophie gründet manchmal aber auch in einem echten Gespür für die Grenzen der in der Ökonomie benutzten Rationalität. Und von der Philosophie wird erwartet, dass sie mehr ist als rational in dem Sinne, wie es die einzelnen Fachwissenschaften sind, die sich sonst zu allen Fragen, die auftreten können, zu Rate ziehen lassen. Dass sie noch etwas anderes ins Spiel bringt, was Realität oder Sinn stiftet, die Horizonte wieder öffnet und die Chance bietet, mal wieder über den sog. Tellerrand hinauszublicken. Hoffnung wird in ihre kultur- und epochenübergreifenden Qualitäten gesetzt und darauf, dass sich mit ihrer Hilfe, was sonst unbestimmt im Emotionalen verhaftet und irrational bleibt, auf den Begriff bringen läßt.

Mit das bestimmendste Merkmal philosophischen Denkens ist sein eigen tümliches Verhältnis zwischen Erfahrung, Erkenntnis und dem Denken selbst. Kaum einer ist noch so naiv, allein in die sinnliche Erfahrung alle Realität zu legen. Jeder weiß, dass sich ohne entsprechende theoretische Vorbereitung bestimmte Erfahrungen gar nicht gewinnen lassen. Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es heraus. Dennoch liegt die Realität normalerweise letztlich doch nicht in der Theorie, sondern in der Praxis, und nicht im Denken, sondern in der sinnlichen Erfahrung, im Sein. Denken ist subjektiv, Sein allein objektiv. So unbestreitbar das der Fall zu sein erscheint, so heftig wurde es doch über die ganze Weltgeschichte hinweg bestritten.

Wie dem auch sei, die Philosophie verdankt ihre Erfolge der Radikalität, wie sie es genau umgekehrt gehalten hat. Von Anfang an hat sie alle auch objektive Realität in den Logos gelegt und ins Denken, und zwar, ohne damit allein einem subjektiven Relativismus das Wort zu reden. Von daher spielt die *Metaphysik* in der Philosophie eine so große, gegenüber der *Physik* mindestens gleichwertige Rolle. Zwar ist der sog. *Idealismus* in der Philosophie inzwischen historisch. Dennoch gibt es keinen einzigen auch unter den zeitgenössischen Denkern, denen es gelingt, mit neuen Erkenntnissen aufhorchen zu lassen, der nicht jeweils die Idee der Sache in die Arbeit an deren Erkenntnis mit ins Spiel brächte und in dieser Idee sogar am ehesten ihre Wahrheit und Wirklichkeit vermutete. Dieses Verhalten ist in der Philosophie so habituell, dass selbst jene, die sich von solchem Idealismus dezidiert absetzen, doch nicht ganz ohne ihn auskommen.

Philosophisches Denken verzichtet, wenn es etwas taugt, niemals auf einen Erfahrungsbezug, legt aber andererseits nicht alle Verifikationschancen allein in die vorgedankliche Erfahrung, sondern mehr in die Erfahrungen, die nur durch Denken entstehen und zu erreichen sind. Ebendas, diese Entfesselung von der Erfahrungsgeschichte, macht sie oft so ergiebig und innovativ. Der Gott der Philosophie wäre, wenn es nicht die Göttin Sophia wäre oder Dionysos oder der Eros, Prometheus, der Vorausschauende, und nicht dessen Bruder Epimetheus, der das Nachsehen hat. Auch wenn sie epimetheische Künste in Anspruch nimmt, dann doch in prometheischer Gefolgschaft, niemals umgekehrt.

Cogito, ergo sum: Ich denke, also bin ich. Ich erdenke mich. Und dieses *Selbst* muß keiner – im Widerspruch zur These – einschränken in eine gegenständlich körperliche Natur. Diese ist nicht seine Norm. Es eröffnet vielmehr auch der körperlichen Natur expansiv einen unermeßlichen Handlungsraum. „Die erste Idee ist natürlich die von mir selbst, als einem absolut freien Wesen. Mit dem freien, selbstbewußten Wesen tritt zugleich eine ganze Welt – aus dem Nichts hervor – die einzig wahre und gedenkbare Schöpfung aus dem Nichts“, schreiben Hegel, Hölderlin und Schelling mit unverkennbarem jugendlichen Überschwang im „Ältesten Systemprogramm“²¹.

Nichts anderes ist aber der Grund- und Initiationsgedanke jeder unternehmerischen Aktion, wie sehr sich auch der jeweilige Akteur persönlich darüber täuschen mag, wieviele sonstige lautere oder unlautere Motive für ihn im Vordergrund stehen mögen und wieviele sonstige Ressourcen er dazu darüberhinaus auch immer arrondiert und exploriert. Nur wo diese initiatorische Vernunft mitwirkt, wird etwas daraus – diese initiatorische Vernunft, die Descartes auf einen unnachahmlich schlagfertigen Begriff gebracht hat und die schafft, wahr macht und gewinnt, was sie denkt, statt nur zu interpretieren, was ist, oder nur mit der Norm der Wahrheit abzugleichen, was sie erkennt.

X SELBSTWERTE

Die philosophische Ökonomik ist und ergibt wohl nie etwas, was man einfach anwenden kann. Sie gerinnt zu keiner Lehre, die sich erlernen läßt, um damit irgendetwas Nützliches bewerkstelligen zu können oder Wettbewerbsvorteile zu erzielen. Völlig ausgeschlossen ist das zwar nicht, solche *Tools* sind aber eher ein mittelbarer Effekt. Philosophische Ökonomik erschließt einen spezifischen Handlungsraum, in dem über Effekt, Nutzen und Funktionalität hinaus auch ein Selbstwert des Tuns und Lassens zählt und Erkenntnis auch ohne, dass sie etwas nützt, etwas gilt. Sie bildet eher eine spezifische Wahrnehmungsatmosphäre, welche die Handelnden aufnimmt und alles Denken und Handeln in bestimmter Weise einfärbt, im günstigsten Fall hell und durchsichtig macht, im ungünstigen aber auch in ihrer ganzen Verfinsterung und Verstellung erfahrbar werden läßt.

Im Idealfall stellt sie Wirtschaft nicht wie einen fremden Gegenstand von außen dar, sondern *aus* ihr selbst und am besten auch *für* sie, reinvestiert in

sie. Nichts läßt sie jenen fremder erscheinen, deren persönliche Motivation zu wirtschaftlicher Tätigkeit darauf hinausläuft, sich von ökonomischer Inanspruchnahme, von der *Schuld* des ökonomischen Dienstes am Leben freizukaufen, sei es durch Ableistung von Arbeit, sei es durch Mehrung des Vermögens, bis Geld – und mit ihm die Schuld – keine Rolle mehr spielt. – Philosophische Ökonomik ist käuflich wie alles andere. An ihrer Unbestechlichkeit wird man sie erkennen.

-
- ¹ Magazine littéraire, Apr. 2004, übers. u. cit. v. Hans-Jörg Rheinberger, SZ 11.10.04
- ² Cit. nach: G.W.F. Hegel, Werke 1, Ffm. 1971, S. 234
- ³ vgl. Platon, Phaidon
- ⁴ vgl. Phaidros, 230 d
- ⁵ Timaios
- ⁶ Phänomenologie des Geistes, Werke 3, Ffm. 1972, S. 46
- ⁷ Timaios, 33 c
- ⁸ Phaidros, 245 c-e
- ⁹ Nikomachische Ethik, 1094 a
- ¹⁰ Timaios, 33 a,b
- ¹¹ aitia: Schuld
- ¹² synhistas, wörtl.: Verbinder, Vereiniger, Stifter des Bundes
- ¹³ arche: Anfang
- ¹⁴ Timaios, 29 d,e
- ¹⁵ Timaios, 30 a,b
- ¹⁶ Timaios, 29 a; 30 b,c,d
- ¹⁷ Timaios, 34 b
- ¹⁸ Timaios, 29 a
- ¹⁹ Nikomachische Ethik, 1094 b, vgl. auch Platon, Timaios, 29 c,d
- ²⁰ vgl. Diels/Kranz, Fragmente der Vorsokratiker, Bd. 1, Hedingen 1974, S. 89
- ²¹ a.a.O.